

Hoffnung und Verantwortung

Pfr. Prof. Dr. Volker Gäckle

Jenseits moralischer Pflicht

Verantwortung ist eine elementare Tugend, ohne die Leben nicht gelingen und gedeihen kann. Ein Verantwortungsbewusstsein entwickeln wir schon in der Kindheit, wenn wir für Taschengeld, Pflanzen, Haustiere oder gar Geschwister Verantwortung übernehmen müssen und spüren: Es kommt jetzt auf mich an! Wenn ich nicht Acht gebe, dann ist das Geld weg, vertrocknen Pflanzen, leiden Haustiere, nehmen meine Schwester oder mein Bruder Schaden.

Man kann aber auch das Gegenteil erleben: Wo Eltern sich nicht kümmern, aus Familien fliehen, Kinder verwahrlosen und Würde und Respekt keine Werte sind, wird Verantwortung nicht gelernt, weil sie nicht erfahren wurde.

Verantwortung ist die Grundlage jedes Gemeinwesens. Wir leben in unserer Gesellschaft von Menschen, die mehr tun als ihre Pflicht. Wir leben von Menschen, die Verantwortung in öffentlichen Ämtern, in Verbänden, Vereinen, Institutionen und Gemeinden übernehmen und sich oft über alle Grenzen einsetzen, Konflikte erdulden und nicht immer den Respekt, den Dank und die Vergütung bekommen, die ihnen gebühren. Wir leben von Menschen, die als Ärzte, Richter, Piloten, Lokführer, Polizisten, Soldaten oder Politiker auch in schwierigen Situationen ihre Verantwortung wahrnehmen und unbestechlich und zuverlässig sind.

Die Erziehung zur Verantwortung muss aber rückgebunden bleiben an einen Hoffnungshorizont, sonst verdorrt der Begriff zu einer moralischen Pflicht mit preußisch-spießiger Duftnote. Die Übernahme von Verantwortung kann man lernen, aber das Durchhalten in der Verantwortung gelingt nur, wenn wir von Hoffnung getragen sind.

„Wir können es ja nicht lassen ...“

„Hoffnung“ ist im christlichen Glauben nicht nur ein allgemeiner Optimismus, sondern mit einem konkreten historischen Ereignis verbunden: der Auferstehung Jesu Christi von den Toten. Die Auferstehung Jesu ist in allen vier Evangelien zusammen mit dem Kreuz von Golgatha der Höhe- und Zielpunkt der Darstellung des irdischen Wirkens Jesu. Darüber hinaus berichtet das Neue Testament über eine Fülle von Offenbarungen und Epiphanien des Auferstandenen gegenüber zahlreichen Zeugen.¹ Die rasche Ausbreitung der frühen Christenheit wäre ohne dieses Ereignis nicht vorstellbar gewesen und wird vielleicht am besten durch eine Begebenheit verdeutlicht, von der im vierten Kapitel der Apostelgeschichte die Rede ist.

Im Rahmen eines gerichtlichen Verhörs durch den jüdischen Hohen Rat wird den beiden Aposteln Petrus und Johannes eindringlich verboten, weiterhin von dem Namen „Jesus“ zu reden oder zu lehren. Daraufhin erwidern die beiden Apostel, dass ihnen dies nicht möglich

¹ Vgl. Apg 1,21 f.; 2,32; 3,15; 9,1-7; 10,39-41; 13,31; 22,3-17; 26,12-18; 1Kor 9,1; 15,3-8; 2Kor 12,1-7; Gal 1,12; 2,2; 1Petr 5,1; 2Petr 1,16-18; 1Joh 1,1-3.

sei, denn „wir können es ja nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben“ (Apostelgeschichte 4,20). Es ist dieser Hinweis, der aufmerken lässt: Wir würden die Antwort der beiden Apostel falsch verstehen, wenn wir sie lediglich mit einer intensiven Religiosität in Verbindung bringen würden; die beiden Apostel beziehen sich vielmehr auf Ereignisse, die für ihr Weltbild und ihre Glaubensüberzeugung so grundstürzend waren, dass es ihnen trotz aller angedrohten Repressalien nicht möglich war, davon zu schweigen. Es war die ihnen durch diese Ereignisse gewissermaßen aufgezwungene Einsicht, dass Gott selbst als letzte und höchste Instanz durch die Auferweckung seines Sohnes den Tod überwunden hat und nun jedem Menschen Glaube und Umkehr gebietet (Apostelgeschichte 17,30 f.). Diese Erkenntnis wurde in den folgenden Jahren und Jahrzehnten von den ersten Christen und Aposteln in verschiedenen Formeln und Bekenntnissen zum Ausdruck gebracht, die von der hoffnungsspendenden Wirkung dieses Ereignisses zeugen:

Christus Jesus hat dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht durch das Evangelium. (2.Timotheus 1,10)

Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das aufbewahrt wird im Himmel für euch ... (1. Petrus 1,3 f.)

Der vielleicht eindrücklichste Text für die Bedeutung der Auferstehung Jesu Christi findet sich in 1Kor 15, wo der Apostel Paulus eine Auseinandersetzung mit einer Gemeinde in Korinth über die Auferstehungsbotschaft führt:

Ist aber Christus nicht auferweckt worden, so ist unsre Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich. [...] Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist euer Glaube nichtig, so seid ihr noch in euren Sünden; dann sind auch die, die in Christus entschlafen sind, verloren. Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christus, so sind wir die elendesten unter allen Menschen. (1. Korinther 15,14-19)

Und wenige Verse später ergänzt Paulus seine Argumentation mit einem provokanten Vergleich:

Wenn die Toten nicht auferstehen, dann »lasst uns essen und trinken; denn morgen sind wir tot!« (Zitat aus Jesaja 22,13)

Mit diesen wenigen Versen bringt Paulus das christliche Verantwortungsethos auf den Punkt: Die Hoffnung auf die Überwindung des Todes – sie war und ist grundlegend und sinnstiftend für das christliche Engagement. Der Tod ist unausweichlich, doch die Auferstehungsbotschaft überwindet die Vergänglichkeit und Sinnlosigkeit menschlicher Existenz und macht altruistisches Handeln in Bruder-, Nächsten- und sogar Feindesliebe plausibel.

Die Konsequenzen dieser Hoffnungsperspektive lassen sich in der Geschichte der frühen Christenheit immer wieder beobachten, so z.B. bereits im diakonischen Besitzverzicht der ersten Jerusalemer Urgemeinde (Apostelgeschichte 2,44 f.; 4,32-35). Dieser Besitzverzicht war zwar nie konstitutives Merkmal aller Gemeinden – der Privatbesitz blieb auch in der

Christenheit die Regel –, aber seine missionarische und diakonische Wirkung kann kaum überschätzt werden.

Die christlichen Gemeinden wurden in der Folgezeit zur einzigen sozialen Gemeinschaft der antiken Welt, die im Rahmen ihrer Gottesdienste allen Mitgliedern, unabhängig von sozialer Herkunft und Stand, ein wöchentliches Sättigungsmahl anbot, in der die Herrenmahlsfeier dann den Mittelpunkt bildete.

In den für jedermann offenen Gemeinden und den dort beheimateten Sättigungsmählern war ein sozialdiakonisches Programm angelegt, das seine eigentliche Durchschlagskraft in den folgenden Jahrhunderten entfaltete. Bereits im 3. Jahrhundert sollen die römischen Gemeinden über 1500 Witwen und Hilfsbedürftige unterstützt haben², im 4. Jahrhundert sollen von der antiochenischen Gemeinde über 3000 Witwen und unverheiratete Frauen, dazu eine nicht näher genannte Zahl von Gefangenen, Kranken, Behinderten, Bettlern und Durchreisenden versorgt worden sein.³ Im 4. Jahrhundert berichtet Kaiser Julian, der zwischen 361 und 363 n. Chr. einen letzten Versuch unternahm, noch einmal das Rad der Zeit und die Christianisierung des Römischen Reiches zurückzudrehen, vom Erfolg der „gottlosen Galiläer“ – wie er die Christen diffamierend nannte. Ihren Erfolg führte er auf ihr soziales und diakonisches Wirken zurück und umgekehrt auf das Fehlen solchen Engagements auf heidnischer Seite. Für ihn war es eine „Schmach“, wenn die „gottlosen Galiläer“ „neben den ihren auch noch die unsrigen ernähren, die unsrigen aber der Hilfe von unserer Seite entbehren müssen.“ In seinem Brief an heidnische Priester erwähnt er, dass die „Menschenfreundlichkeit“ (griech. „philanthropia“) gegen die Fremden, die Vorsorge für die Bestattung der Toten und „die vorgebliche Reinheit des Lebenswandels“ der Christen jene „Gottlosigkeit“ des christlichen Glaubens am meisten gefördert und seinen Siegeszug bedingt hätten. Entsprechend sah auch Julians Antwort aus: Er forderte die Adressaten seines Briefes auf, Herbergen für Fremde, Zufluchtsstätten für Bettler und Asyle für junge Frauen aufzubauen und eine kostenlose Armenspeisung einzurichten; alles Projekte, die er bei den Christen seiner Zeit gesehen hatte.⁴ Im 4. Jahrhundert hatte sich die bis zur konstantinischen Wende noch blutig verfolgte christliche Kirche zu einem „Wohlfahrtsstaat“ in Miniaturformat innerhalb des Römischen Reiches entwickelt, das bis dahin kaum soziale Unterstützungsleistungen kannte.

Die Hoffnung macht den Unterschied!

So eindrücklich die Berichte von christlichen Liebeserweisen zu allen Zeiten der 2000-jährigen Geschichte der Christenheit sind – den entscheidenden Unterschied, den der christliche Glaube in diese Welt gebracht hat, wird man nicht im ethischen Verhalten von Christen sehen können. Denn zum einen gibt es leider auch zahllose Beispiele christlichen Versagens in dieser Geschichte und auf der anderen Seite nicht weniger eindrückliche Beispiele sozialer und humaner Leistungen von Menschen, die nicht den christlichen Glauben teilen.

Es ist vielmehr die Hoffnung, die den Unterschied macht. Und für ein christliches Verantwortungsethos ist es auch einzig und allein diese Hoffnung, die ein solches Ethos nachhaltig motivieren kann. Jenseits der Hoffnung blieben uns nur moralische Appelle an

² Eus.h.e. 6,43,11.

³ Chrys.hom. in Mt 66 (PG 58,630).

⁴ Iul.ep. 84.

das „Gute im Menschen“, an das schlechte Gewissen aufgrund früheren Unrechts⁵ oder an das durchaus egoistische Bedürfnis, geliebt zu werden. Diese Motivationen haben jedoch in aller Regel keinen langen Atem.

Der christliche Glaube weiß darum, dass Werte wie „Verantwortung“ nur dann nachhaltig sind, wenn sie in Wahrheiten gründen. Werte ohne eine sie begründende Wahrheit haben keinen Bestand. Sie überleben nicht ohne die Grundlage, in der sie ihre Wurzeln haben. Werte ohne Wahrheit sind wie Schnittblumen, die eine gewisse Zeit einen betörenden Glanz verbreiten können, aber von vornherein unausweichlich der Vergänglichkeit preisgegeben sind.

Wer den Wert christlicher Verantwortung für diese Welt erhalten will, muss deshalb von der Hoffnung auf die Auferstehung von den Toten und das ewige Leben reden, in der dieses Verantwortungsethos gründet. Wer Verantwortung fördern will, muss sie von der Hoffnung aufgrund der Auferstehung Jesu Christi her begründen.

Denn nur wenn die Hoffnung größer ist als die Verlustängste im Blick auf Besitz, Zeit, Prestige und Zukunft, werden Menschen bereit sein, Verantwortung zu übernehmen. Und nur wenn diese Hoffnung zu einer lebendigen Erfahrung wird, kann das auch nachhaltig geschehen. Zu einer lebendigen Erfahrung wird diese Hoffnung im Glauben an den auferstandenen Jesus Christus. Im Vertrauen auf ihn, im Gespräch mit ihm und im Hören auf sein Wort bleibt die Hoffnung lebendig, die den Unterschied macht!

Deshalb ...

... können wir nicht von der Hoffnung schweigen, in der christliche Verantwortung ihren Wurzelgrund hat. Träger christlicher Verantwortung gibt es nicht ohne Träger der christlichen Botschaft.

... kann es keine christliche Wertevermittlung ohne eine evangelistisch-missionarische Verkündigung und Bildung geben, wenn man nicht nur „Schnittblumen“ christlicher Werte verkaufen möchte.

... kann es keine christlichen Kindergärten, Schulen oder Hochschulen geben, ohne eine christliche Fundierung im Evangelium.

... wird die Gemeinde Jesu Christi zurückhaltend bleiben gegenüber allen Wünschen, zwar Verantwortung für das Gemeinwohl zu übernehmen, aber von der Hoffnung zu schweigen. Denn: „Wir können es nicht lassen!“ (Apostelgeschichte 4,20)

Zum Autor: Volker Gäckle ist Theologe, Pfarrer der Württembergischen Landeskirche, Rektor der Internationalen Hochschule Liebenzell und ist dort Professor für Neues Testament

⁵ So dürfte z.B. die Belastung durch die historische Schuld des Holocaust und der Shoa und das Bedürfnis, hier etwas wieder gutzumachen, ein wichtiger Faktor für die große Offenheit gegenüber den Flüchtlingsströmen der letzten Jahre gewesen sein.